Zeitschrift: Schweizerische numismatische Rundschau = Revue suisse de numismatique = Rivista svizzera di numismatica

Herausgeber: Schweizerische Numismatische Gesellschaft

Band: 91 (2012)

Buchbesprechung: Kommentare zu numismatischer Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Véronique Van Driessche

Études de métrologie grecque. Volume I. Des étalons pré-monétaires au monnayage en bronze (Études numismatiques, 2)

Association Professeur Marcel Hoc, Louvain-la-Neuve, 2009. Brosch, 170 S., 30, ISBN 978-2-930449-13-5

Die Studie von Véronique Van Driessche zu den Anfängen der griechischen Gewichtseinheiten basiert auf ihrer im Jahr 2003 an der Katholischen Universität Leuven (Wirtschaftsgeschichte und Numismatik) eingereichten Doktorarbeit und geht auf 18 Jahre Vorarbeiten zurück. Als erster Band einer Serie von Untersuchungen zur griechischen Metrologie konzipiert, erforscht die Autorin die Ursprünge der verschiedenen griechischen Nominale bzw. der ihnen zugrunde liegenden Gewichtseinheiten oder Wertreferenzen, ihrer Verhältnisse zueinander sowie die Gründe für die Änderung solcher Verhältnisse. Da im Hinblick auf die Münzen der untersuchten Zeitstellung v.a. das Verhältnis von Silber zu Buntmetall im Fokus lag, wurden die Gold- und Elektronmünzen in dieser Studie ausser Acht gelassen.

Insgesamt ist das knapp gehaltene Buch in leicht verständlicher, klarer Sprache verfasst. Die Gliederung mittels fein abgestufter, kurz aufeinander folgender Überschriften ist der Systematik zwar dienlich, hemmt jedoch stellenweise den Lesefluss. Hier wäre dem Orientierungssinn der Lesenden etwas mehr Vertrauen entgegen zu bringen. Etwas gar spartanisch wurde auf jegliche Illustration verzichtet. Trotz dieser auf Knappheit bedachten Form werden alle zitierten antiken Schriftquellen vorbildlich sowohl in Originalsprache als auch in französischer Übersetzung wiedergegeben. Die Vollzitate bei Ersterwähnung in den Fussnoten von in der Bibliografie erneut aufgeführter Fachliteratur ist nach Ansicht des Rezensenten jedoch eine unnötige Redundanz, doch war dies vermutlich nicht die Wahl der Autorin sondern des Verlags.

Für den ungeduldigen Leser folgen auf Vorwort und Einleitung je eine Zusammenfassung auf Französisch (S. 9–13) und auf Englisch (S. 13–16), bevor die eigentliche Studie beginnt. Diese ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil ist der Suche nach den Ursprüngen der griechischen Nominale Stater, Drachme und Obol sowie der zugehörigen Gewichte Talent und Mina gewidmet (S. 17–81), während der zweite Teil die Funktion der darauf basierenden monetären Systeme bzw. das Zusammenspiel von äginetischem und attischem System analysiert (S. 83–114).

Das Talent und der Stater werden als ursprüngliche Bronzegewichte bis in die Spätbronzezeit zurückverfolgt (S. 20–24), wobei das Verhältnis von mykenisch L und M (1:30) von Van Driessche als Indiz dafür angesehen wird, dass sich hier wohl bereits die Vorformen der beiden Gewichtsstufen fassen lassen. Aus Vielfachen kleiner bekannter Gewichtseinheiten (Gewicht X: 60–65 g) hochgerechnet und einem in Knossos gefundenen Gewicht von 28,6 kg sowie durch Umrechnung aus

inschriftlich überlieferten Gewichtsverhältnissen rekonstruiert sie das mykenische Gewicht L («talent» mycénien) als 28,188 kg und somit das Gewicht M als 939,60 g. Es ist diese Vorgehensweise, welche sich durch das ganze Buch fortsetzt und den Lesenden bisweilen in Staunen versetzt: Aufgrund einzelner literarischer Quellen oder archäologischer Funde werden Relationen quer durch Zeit und Raum gefunden und zu einem Ganzen verwoben, mögliche regionale oder in der zeitlichen Entwicklung begründete Abweichungen vom Modellsystem werden dabei ausgeblendet.

Vielerorts ist ihre Argumentation dabei zwar stichhaltig und plausibel – oft hingegen ist Skepsis angebracht: Die Ansicht, dass die bei Plutarch (Solon 23,3) genannten Drachmen als spätere Umrechnung aus einem Getreidehohlmass interpretiert werden (S. 51), ist zwar nicht vollständig abwegig angesichts der Wertkorrelation von Medimnos und Drachme durch denselben Autor. Dass jedoch Silber als Material im Handel bzw. Warentausch erst im 6. Jh. v. Chr. Bedeutung im griechischen Raum erhalten habe, lässt die Ergebnisse der Untersuchungen antiker Bergwerke im Pangaion unbeachtet. Auch die auf Euböa und in Pithekoussai gefundenen Gewichte und den durch sie implizierten engen Kontakt zum nahen Osten bzw. die wohl damit zu verknüpfende Pionierrolle Euböas im Vermitteln des späteren attisch-euböischen Gewichtsfusses wird leider mit keinem Wort erwähnt. Dies, obschon sich der «Gelehrtenstreit» zwischen John H. Kroll und David M. Schaps um die Bedeutung von Hacksilber im vormonetären Griechenland zur Zeit der Drucklegung des hier besprochenen Buchs bereits über mehrere Jahre hinwegzog[1].

Vermisst wird auch eine bessere Reflektion der Wahl von 435 g für die attische Mina: Der von Van Driessche als Referenz genommene steinerne Distater (Agora X, S. 37, Nr. SW16) ist stark abgenutzt und bestossen und wird wohl eher als ungenaues Marktgewicht statt als Eichgewicht gedient haben. Man mag nun zurecht einwenden, dass Diskussionen um die zweite Kommastelle des Drachmengewichts hinfällig sind, solange nicht unterschiedliche Definitionen desselben Gewichtsfusses miteinander vermischt werden. Zumindest eine Erwähnung der von Otto Mørkholm dargelegten Rekonstruktion von 4,32 g (bzw. 432 g für die Mina)[2], abgeleitet von genau justierten Goldmünzen im attischen Münzfuss, bzw. allgemein eine Darlegung bisheriger Rekonstruktionen und der zugehörigen Begründungen hätte man an dieser Stelle jedoch erwartet.

Ohne gegen die Prämisse einer einheitlichen Silber-Mina für das attisch-euböische, das äginetische und das korinthische Silbersystem grundsätzlich Einspruch erheben zu wollen, bedürfen die Ausführungen der Autorin doch gewisser Ergänzungen: Die auf Seite 74 als Nachweis hierfür aufgeführten Gewichtsfunde aus Korinth weisen auf eine Mine zu knapp 415 g und sind damit

[1] Vgl. z. B.: M. S. Balmuth (Hrsg.), Hacksilber to Coinage: New Insights into the Monetary History of the Near East and Greece. Collection of Eight Papers Presented at the 99th Annual Meeting of the Archaeological Institute of America. Numismatic Studies 24 (New York 2001), S. 77–103; D. M. Schaps, The Invention of Coinage and the Monetization of Ancient Greece (Ann Arbor 2004); J. H. Kroll, The Classical Review 55/1, 2005, S. 344–346.

[2] O. Mørkholm, Early Hellenistic Coinage from the Accession of Alexander to the Peace of Apamea (336–188 BC) (Cambridge 1991), S. 8.

womöglich eher Markt- bzw. Bronzegewichte statt Eichgewichte. Eine Vertiefung dieser Frage – wie allgemein eine angemessene Berücksichtigung des korinthischen Systems – wäre hier wünschenswert.

Spannend sind die Ausführungen Van Driessches zur Rekonstruktion des Chalkous bzw. Chalkos, und der abgeleiteten Silber-Bronze-Wertverhältnisse in Athen und Ägina, obschon auch hier bisweilen ein Fragezeichen erlaubt sei. Die Abrechnung aus Delphi von 342/1 v. Chr. (S. 108) gibt beispielsweise wohl kaum den Hinweis auf eine von der Autorin postulierte Mina zu 50½ Chalkoi, sondern löst lediglich das silberinterne Gewichtsverhältnis von 7:10 zwischen den Drachmen beider Systeme auf: Vorausgesetzt, der Hemiobol war die kleinste verfügbare Wertstufe, ist eine Gleichsetzung von zwei attischen Drachmen (8.64 g) mit einer äginetischen Drachme und zweieinhalb Obolen (8.74 g) zumindest naheliegend.

Die Interpretation der von Pollux (Onom. 9,80 f.) im Zusammenhang mit der Umrechnung der sizilischen Litra genannten Chalkoi als Gewichtsreferenzen statt Nominale ist interessant (S. 106). Wichtig wäre hierbei jedoch eine Referenz auf die zahlreich gefundenen Litra-Gewichte, Vielfache oder Teilstücke, die z.T. ein massiv höheres Gewicht belegen[3]. Weshalb die Diskussion des Chalkous nicht wie erwartet im ersten Teil – analog zu Talent und Stater – eingeführt wurde, sondern erst während der Besprechung der Anpassung des Silber-Bronze-Wertverhältnisses in Athen, bleibt unklar. Ebenso hätten die Ausführungen zur Reform Solons in den Hauptteil integriert werden können, statt als Annex nach dem zweiten Teil nachgereicht zu werden. Ansonsten ist der Aufbau jedoch durchwegs nachvollziehbar und logisch, die Überlegungen und ihre Begründungen insgesamt gut dargelegt. Ein knapper aber schlüssiger regionaler und allgemeiner Index runden das Werk ab.

Alles in allem liegt mit diesem ersten Band der «Études de métrologie grecque» ein interessantes Werk vor, das auf engem Raum die Herleitung des attischen (und äginetischen) Münzsystems und ihrer gegenseitigen Justierung nachzeichnet und dabei wiederholt Denkanstösse in verschiedene Richtungen gibt. Es bleibt der Wermutstropfen, dass weitgehend auf die Darlegung zugehöriger wissenschaftlicher Diskurse verzichtet und dem Einfluss orientalischer Gewichtssysteme doch eher ungenügend Platz eingeräumt wurde. Zudem suggerieren verallgemeinerte Modelle eine wohl weitaus grössere Kohärenz über Raum und Zeit hinweg, als dies vermutlich der Fall war.

Christian Weiss
Inventar der Fundmünzen der Schweiz/
Universität Bern
christian.weiss@iaw.unibe.ch

[3] Vgl. z. B. G. Manganaro, Dall'obolo alla litra e il problema del «Damareteion», in: M. Amandry – S. Hurter (Hrsg.), Travaux de numismatique grecque offerts à Georges Le Rider (London 1999), S. 239–255, hier: S. 240 f., Anm. 10.

Sonja Ziesmann

Autonomie und Münzprägung in Griechenland und Kleinasien in der Zeit Philipps II. und Alexanders des Großen. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 67

Wissenschaftlicher Verlag, Trier 2005; 289 S.; 4 Taf.; 39,50 €,
ISBN 3-88476-767-4

Die vorliegende Arbeit von Sonja Ziesmann (im folgenden SZ) ist die überarbeitete Fassung ihrer Dissertation an der Ruhr-Universität Bochum (2004/05). Untersuchungsgegenstand sind der Begriff Autonomie und die Münzprägung in Griechenland und Kleinasien in der Zeit Philipps II. und Alexanders d. Gr. In ihrer umfassenden Untersuchung gliedert Ziesmann das Material und seine Problematik in fünf Teile, deren letzter die abschliessende Beurteilung darstellt und die Ergebnisse zusammenfasst.

Im einführenden Kapitel (S. 13–35) analysiert SZ den komplexen, politischen und bis heute geläufigen Begriff Autonomie in seinem jeweiligen historischen Kontext von der Antike bis in die frühe Neuzeit und zeigt auf, dass die Bedeutung des Begriffs sich aus den Besonderheiten der jeweiligen Epoche ergibt.

Anschliessend stellt sie die zugehörige Forschungsgeschichte vom 19. Jh. bis in die Gegenwart und die damit einhergehenden Versuche, zwischen den Begriffen *autonomia* und *eleutheria* zu unterscheiden, dar.

Die nächste Frage, der die Autorin nachgeht, betrifft den Zusammenhang von *autonomia* und Münzprägung. Sie referiert auch hier die bisher in der Forschung vertretenen Auffassungen, um zu prüfen, ob die Münzprägung mit der *autonomia* einer Stadt als Prägeherr zusammenhängt. Die Ansichten lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

1. Das Münzrecht ist ein Beweis für Autonomie.
2. Die Autonomie beinhaltet das Münzrecht.
3. Die Münzprägung ist ein Ausdrucksmittel, um Autonomie zu demonstrieren.

Gleichzeitig werden auch die diametral entgegengesetzten Auffassungen angeführt, wonach es keinen Zusammenhang zwischen Autonomie und Münzprägung gibt.

Um die Beziehung zwischen Autonomie und numismatischen Gegebenheiten zu klären, überprüft die Autorin deshalb die einschlägigen Inschriften und die Texte antiker Autoren in ihrem historisch-politischen Kontext.

Auf der Grundlage der im ersten Teil gesammelten und beurteilten Daten folgt die Darstellung den numismatischen Aktivitäten der Städte und Landschaften, denen Alexander d. Gr. *autonomia* gewährt hatte. Den Schwerpunkt bildet die Beurteilung der Münzfunde der Prägungen der zweiten Hälfte der 4. Jhs. v. Chr. und ihr Vergleich mit den Funden aus der ersten Hälfte der 3. Jhs. v. Chr. Einleitend untersucht SZ die sorgfältig zusammengestellten Quellen und die neueste Literatur und referiert exakt den Wissensstand. Zugleich bezeichnet sie die anschliessend von ihr untersuchten Problembereiche.

Im Übergang zu ihrem eigentlichen Thema behandelt SZ auf Grund der Quellen zuerst die Autonomiepolitik bis zum Tode Philipps II. (S. 36–49) und legt die inhaltlichen Überschneidungen und Unterschiede der in den inschriftlichen und literarischen Quellen benutzten Begriffe *autonomia* und *eleutheria* dar. Schliesslich vertritt sie die Ansicht, dass der Entzug der *autonomia*, der in den literarischen Quellen selten überliefert ist, als eine übliche Strafmassnahme bezeichnet wird, die den Verlust der Selbstbestimmung nach sich zog.

Die inschriftlich überlieferte Gewährung der *autonomia* durch Alexander d. Gr. (S. 50–66) betrifft Einzelfälle (das Alexander-Edikt aus Priene, Inschr. Priene 1 und das fragmentarisch erhaltene Dekret der Erythraier an Antiochos I. oder II., Inschr. Erythrai 30–31). Eine Bestätigung, dass die *autonomia* der Griechen, die Philipp II. gewährt hatte, weiterhin bestand, erfolgte durch Alexander d. Gr. (336 v. Chr.). Die Autorin legt dar, dass Alexander d. Gr. auch weiteren Städten *autonomia* gewährte. Untersucht wird zudem das jeweilige Verhalten Alexanders d. Gr. gegenüber Oligarchen und Tyrannen, wobei festgestellt wird, dass Alexanders Ziel nicht die politische Neuordnung, sondern die Stabilität der Städte und ausgewogene Beziehungen zu den Griechen waren.

Die Autorin arbeitet schliesslich heraus, dass der Charakter der *autonomia*, wie Diodor überliefert, mit der Freiheitserklärung für die Griechen verbunden war und, wie Plutarch berichtet, als Pendant zur Tyrannis diente.

In der Folge behandelt SZ (S. 66–71) die Zeugnisse, die bestätigen, dass die griechischen Städte, die nach dem Tod Philipps II. von Unruhen erschüttert wurden, die *autonomia* und die Befreiung von der makedonischen Oberherrschaft anstrebten. Nach einer umfassenden und überzeugenden historischen Analyse fasst SZ zusammen und hebt die zentrale Rolle der *autonomia* für die griechischen Städte in der Zeit der makedonischen Macht hervor.

Als weiteren wichtigen Themenbereich untersucht SZ die Münzprägungen der Städte Kleinasiens und Griechenlands, um zu klären, ob in dem zu untersuchenden Zeitraum die *autonomia* tatsächlich ein entscheidender Faktor für die Münzprägung war. Sie beginnt ihre Untersuchung mit den Münzstätten von Priene, Erythrai, Knidos, Mylasa, Halikarnassos, Kaunos und Ambrakia (S. 103–172). Leider wird dabei die Prägung Prienes noch ohne Einbezug der Erkenntnisse Kinns' zum rhodischen Münzfuss besprochen. Die Ähnlichkeit der Gestalt der Münze von Kaunos mit einem Bronzekopf des Demetrios Poliorketes von Erythrai (Taf. I, 2) würde nach Meinung der Rezensentin zudem weitere Aufmerksamkeit verdienen. Die aus den Tabellen B und C abgeleitete kleinere Menge von Poloi-Prägungen Ambrakias ist zwar mit Vorbehalt zu betrachten. Die von Ziesmann aufgrund von Hortfunden vorgenommene Datierung der ambrakischen Prägungen ins 4. Jh. v. Chr. wird aber durch die neuere Datierung der Bronzemünzen bestätigt (siehe dazu die Literatur in SNG München, Thessalien, Illyrien, Epirus, Korkyra: Ambrakia).

Die Prägetätigkeit von Argos (S. 173–184) wurde nicht in ihrer Gesamtheit untersucht, die Autorin war hier auch mit einem schwierigen Material konfrontiert. Typen der argivischen Münzen und Vorschläge zu ihrer Datierung wurden kürzlich im Auktionskatalog Leu 96, 8. Mai 2006 (Slg. BCD), S. 250–281 vorgelegt.

Nach der Besprechung des Prägeprogramms von Elis (S. 184–193) wird schliesslich die Prägetätigkeit der arkadischen Städte von der Spaltung des

Arkadischen Bundes (362 v. Chr.) bis zur Gründung des Achaiischen Bundes (280 v. Chr.) in Zusammenhang mit der Datierung der Prägungen des Arkadischen Bundes dargestellt (S. 193–216), und auch die Prägungen von Tegea, Pheneos und Stymphalos, Heraia, Sparta, Theben, Aitolien und Athen werden auf Einflüsse der gewährten Autonomie auf die Münzprägung hin untersucht.

In der Zusammenfassung (S. 217–222) kommt die Autorin schliesslich zum Ergebnis, dass zwischen *autonomia* und Münzprägung kein Zusammenhang besteht. Selbst der Feldzug Alexanders d. Gr. beeinflusste die städtischen Münzprägungen nicht unmittelbar, wenn man von den Städten absieht, die zerstört wurden. Für jede Stadt, die Ziesmann für ihre Darstellung untersuchte, lässt sich eindeutig feststellen, dass eine Reihe von anderen Gründen zur Münzproduktion führte.

Der Anhang besteht aus den Teilen VI–VIII. Diese enthalten ein nützliches Verzeichnis der Quellen, 22 Tabellen der städtischen Münzen aus Schatzfunden, Veröffentlichungen zu Münzfunden, die Abkürzungen der verschiedenen Veröffentlichungen, das Literaturverzeichnis und die Indizes (allgemeines Register, Schatzfunde, Stellenregister der Inschriften und der antiken Autoren). Auf vier Tafeln sind 43 Fotografien von Münzen wiedergegeben, von denen viele leider von schlechter Qualität sind. In einigen Fällen (z. B. Taf. III, 30–31) ist die Anordnung auf den Tafeln nachlässig.

Als abschliessendes Urteil ist festzuhalten, dass es sich um eine sehr gute und nützliche Arbeit handelt.

Katerini Liampi
Universität Ioannina, Griechenland
kaliampi@cc.uoi.gr

Peter Franz Mittag

Römische Medaillons. Caesar bis Hadrian

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010; 236 S., 6 Abb., 69 Tafeln.
ISBN 978-3-515-09699-7

Mit seinem Buch über die römischen Medaillons von Caesar bis Hadrian hat Peter Franz Mittag ein Desiderat der numismatischen Forschung erfüllt. Allein schon die Tatsache, dass das 1944 publizierte grundlegende Werk von Jocelyn Toynbee im Jahre 1986 als unveränderter Neudruck erschien[1], zeigt trotz zahlreichen kleinen und grösseren Publikationen zu diesem Thema, wie gross das Bedürfnis nach einem Gesamtüberblick über diese numismatische Gattung war.

Toynbees Werk basierte auf der damals bekannten Materialbasis[2]. Sie führte hier ihre Begriffe von *Roman medallions* ein, welche die jüngere Forschung stark beeinflussten[3]. Gerade weil das Vorgehen der Untersuchung und die Definition von römischen Medaillons eine der Neuerungen im Buch von Mittag darstellen, soll im Folgenden kurz auf die Definition und Terminologie von Toynbee eingegangen werden. Für Toynbee sind Medaillons *«[...] ‹monetiform› (‹or coinlike›) pieces which never correspond completely to any of the coin denominations in regular use and which the evidence, external and internal, proves to have been struck by the Emperor for special or solemn commemoration and to have been primarily and specifically intended for presentation or distribution as individual personal gifts, any idea of their circulation as currency being either wholly absent or, at the most, quite secondary and subordinate»*[4]. Toynbee unterscheidet zum einen drei Kategorien von Medaillons – die *pseudo medallions*, die *medallions proper* und die *money medallions* – und zum anderen zwei weitere Gruppen, die (entgegen der älteren Forschung, z. B. F. Gnecchi) nicht zu den Medaillons zu zählen sind: *medallic coins* und *border-line pieces*[5]. Dabei stellen die *pseudo medallions* Stücke aus vorhadrianischer Zeit und die *medallions proper* Stücke aus der hadrianischen und nachhadrianischen Zeit dar. Eine Konstante bilden hingegen die *multipla* oder in der Terminologie Toynbees die *money medallions*.

1 J. M. C. Toynbee, Roman Medallions (New York 1944, 1986[2]).

2 In erster Linie ist die enorme Materialsammlung von F. Gnecchi, I medaglioni Romani, Bd. I–IV (Mailand 1912) zu nennen.

3 Z. Dukat et al., Rimski medaljoni u hrvatskim musejima (Split 2004); G. Stumpf, s. v. Medaillon, in: Der Neue Pauly 7 (1999), 1089f.; B. Kapossy, Römische Medaillone und Kontorniaten, Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 51/52, 1971–1972, 127–150; L. Michelini Tocci, I medaglioni romani ed i contorniati del medagliere Vaticano (Città del Vaticano 1965). Ferner wird auf die Begriffe von Toynbee in folgenden Werken verwiesen: M. Grant, Roman Imperial Money (Edinburgh 1954) (kritisch, schuf eigene Begriffe); P. R. Franke, Römische Medaillone aus Köln, Kölner Jahrbuch 4, 1959, 15–24; C. C. Vermeule, Roman Medallions in the Museum of Fine Arts, Boston (Cambridge, Mass. 1975)[2]; M. R.-Alföldi, Antike Numismatik, Bd. I u. II (Mainz a. R. 1978); R. Göbl, Antike Numismatik, Bd. I u. II (München 1978).

4 Toynbee, a.O., 16.

5 Toynbee, a.O., 17–41.

Mittags Arbeit umfasst zwei Hauptteile: die vorhadrianischen und die hadrianischen Medaillons. Letztere bilden mengenmässig den Schwerpunkt der Untersuchung[6]. Zwei seiner wichtigsten Neuerungen stellen jedoch die Definition und sein technischer Ansatz bei der Bestimmung insbesondere der vorhadrianischen Medaillons dar, womit Toynbees komplexe Begriffe überflüssig werden[7]. Die Medaillons lassen sich nach Mittags Methode nämlich durch technische Aspekte in verschiedene Gruppen unterteilen, deren Entwicklung von Caesar bis Trajan nachvollziehbar ist (S. 42–44)[8]. Ausserdem werden unter Hadrian die bekannten Techniken weiterentwickelt und neue ausprobiert (S. 45). Mittags Definition von Medaillons ist zwar knapp und synthetisiert, dafür sehr transparent und allgemeingültig; zudem ist sie mit der Definition Toynbees kompatibel. Vier Punkte sind für ihn zentral: «[...] ungewöhnliches Gewicht, damit häufig eingehend eine außergewöhnliche Größe, ungewöhnliche Legierung oder Randgestaltung. Häufig geringe Abnutzungsspuren, außergewöhnliche Darstellungen oder qualitätsvollere handwerkliche Arbeit sind zusätzliche Indizien [*sc.* für Medaillons], allein aber nicht hinreichend» (S. 21).

Die Materialbasis ist vergleichsweise dünn: von Caesar bis Hadrian listet Mittag insgesamt 308 Exemplare auf, die sich auf 227 Typen verteilen, darunter viele Unikate.

Mittags Unterkapitel «Begriffsdefinition ‹Medaillon›» nimmt beinahe die gesamte Einleitung in Anspruch (S. 13–21). Auch er weist zunächst kurz auf die Herkunft und die Schwierigkeiten des Wortes Medaillon hin, das auf die italienische Renaissance zurückgeht[9]. Der Hauptteil dieses Unterkapitels, das mit der oben zitierten Definition endet, versucht jedoch Diskriminanten zu finden, um Medaillons möglichst genau erkennen zu können, sprich sie von den regulären Münzen zu unterscheiden. Denn dies ist während des Prinzipates und in der frühen Kaiserzeit oft kein leichtes Unterfangen. Ein längerer Exkurs über die Abkürzung S C (S. 14–20) zeigt, dass diese nicht als Unterscheidungskriterium gebraucht werden kann, um Medaillons von Münzen effektiv zu unterscheiden. In der Forschung werden drei Kriterien zur Differenzierung genannt: Grösse bzw. Gewicht; besserer Stil und für reguläre Münzen ungewöhnliche Darstellungen. Für Mittag ist die Grösse, sprich das Gewicht, entscheidend (S. 17). Als *multipla* sollten allerdings nur Edelmetallmultipla bezeichnet werden; denn nur sie stehen – nicht

6 Diese Unterteilung schlug bereits Grant, a.O. (oben Anm. 2) vor, insbes. 115.

7 S. 24: «Die Grauzone zwischen Medaillons und Münzen weiter zu strukturieren, wie dies etwa Toynbee versucht hat [Toynbee, a.O. (oben Anm. 1), 15–41], ist äußerst problematisch, da durch systematisierende Kategorisierungen eher zusätzliche Probleme geschaffen werden, denn die offensichtliche Experimentierfreudigkeit innerhalb der staatlichen Münzprägestätte und die flexible Verwendung unterschiedlicher Techniken und Gestaltungsmöglichkeiten entziehen sich weitgehend Klassifizierungsbemühungen».

8 Es sei hier nochmals darauf hingewiesen, dass Toynbee ihre Begriffe für *alle* Medaillons einsetzt, die während vier Jahrhunderten herausgegeben wurden. Dies bringt zwangsläufig Definitionsprobleme mit sich, da die Stücke, die Techniken und auch der Gebrauch der Medaillons sich während der Zeit verändern, wohingegen ihre Begriffe dieselben bleiben.

9 Vgl. dazu z. B. F. Missere Fontana, La controversia «monete o medaglie», Atti dell'Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti CLIII, 1995, 61–103, bes. 62f. Dazu ähnlich bereits Michelini Tocci, a.O. (oben Anm. 3), 6f.

immer, aber doch oft – in einer einigermassen einfachen und nachvollziehbaren Relation zum Grundnominal. Die Aesmünzen mit übermässig hohem Gewicht hingegen weisen kaum oder nur selten ein klares Verhältnis zu regulären Münzen auf. Entscheidendes Kriterium ist auf jeden Fall die Absicht des Auftraggebers der Prägungen, die nicht für den Umlauf konzipiert waren (S. 18). Nach Mittag lohnt es sich daher, im Zweifelsfall die Abnutzung beizuziehen. Wenn ein Exemplar mit aussergewöhnlich grossem Gewicht keine Abnutzungsspuren aufweist, wird es wahrscheinlich ein Medaillon sein. Allerdings relativiert Mittag dies insofern, als Medaillons, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden, durchaus Gebrauchsspuren aufweisen können, die aber nicht als Indiz für deren Umlauf gedeutet werden dürfen (S. 21).

Ferner können auch technische Besonderheiten über den Charakter eines Gepräges entscheiden (S. 20). Die trajanischen Stücke mit angesetztem breitem Rand stammen alle aus der gleichen Zeit und weisen eine sehr ähnliche Machart auf. In diesem Prozess wurden eigens besonders grosse und schwere oder gar bimetallische Schrötlinge hergestellt. Da diese aussergewöhnlichen Stücke mit Hilfe von regulären Stempeln geprägt wurden, ist auch ihre Herkunft aus der offiziellen Münzstätte und gleichzeitig ihr bewusst nicht-monetärer Charakter gesichert (S. 20).

Am Ende der Einleitung befasst sich Mittag mit der Funktion römischer Medaillons (S. 21f.). Obwohl einige ältere Thesen mit Sicherheit verworfen werden dürfen, kann auch Mittag die Frage nach der Funktion dieser besonderen Objekte nicht restlos klären (S. 21). Aufgrund der vernachlässigbaren Stempelabnutzung geht Mittag davon aus, dass die Medaillons in ganz kleinen Mengen produziert wurden. Daraus schliesst er folgerichtig, dass nur ein sehr enger Personenkreis als Empfänger in Frage kommen konnte – sehr wahrscheinlich hochrangige Persönlichkeiten der Politik oder des Militärs –, die mehr oder weniger direkt mit dem Kaiser zu tun hatten und solche Medaillons als Zeichen von kaiserlicher Anerkennung geschenkt bekamen.

Im ersten Teil seiner Arbeit, in dem die vorhadrianischen Medaillons im Vordergrund stehen (S. 23–44), kann Mittag sehr interessante Ergebnisse gewinnen. Die Herstellungstechniken haben sich in rund 150 Jahren verfeinert, um die nicht für die Zirkulation bestimmten und geeigneten Medaillons von den regulären Münzen optisch zu trennen. Obschon in dieser frühen Phase ihrer Entstehung vielfach reguläre Münzstempel gebraucht wurden, um schwere und oft grössere Schrötlinge zu prägen (1. Technik), spielte bereits seit Caesar die Randgestaltung eine wichtige Rolle (S. 24), wobei der Rand einfach profiliert wurde (2. Technik). Später wurde die Randbearbeitung aufwändiger (S. 33), teilweise auch angesetzt oder separat bearbeitet, um nachträglich eine reguläre Münze darin einzufassen (3. Technik). Bereits unter Augustus wurden Medaillons auch mittels eigens geschnittener Stempel (4. Technik) hergestellt (z. B. alle Gold- und Silbermedaillons, S. 31f.). In einigen Fällen, zum Beispiel unter Galba und Trajan, kommen sogar bimetallische Schrötlinge vor (5. Technik, S. 36 und S. 40f.)[10]. Eine sechste Technik fand erst unter Hadrian Anwendung, als Prägungen

[10] Mittag erwähnt im Text nicht, dass bereits Nero ein bimetallisches Aes-Medaillon herstellen liess (Nero 8, vgl. Katalog, S. 126).

mit eigens gefertigten Stempeln in separat bearbeitete Ränder eingesetzt wurden Mittag erwähnt im Text nicht, dass bereits Nero ein bimetallisches Aes-Medaillon herstellen liess (Nero 8, vgl. Katalog, S. 126). (S. 43 und S. 48f.).

Der Autor definiert also fünf Techniken, welche die vorhadrianischen Medaillons kennzeichnen. Dieser technische Ansatz unterscheidet sich von allen bisherigen Versuchen, diese Prägungen zu definieren und verzichtet weitgehend auf Definitionskriterien wie etwa Stil, Seltenheit, Abnutzung, besondere Legende oder aussergewöhnliche Ikonographie.

Mittag konstatiert ausserdem thematische Schwerpunktsetzungen innerhalb der vorhadrianischen Medaillons: militärischer Bereich, Verhältnis des Kaisers zur stadtrömischen Bevölkerung und dynastische Beziehungen. Doch all dies hilft wenig bei der Frage nach Sinn und Zweck dieser Sonderprägungen und verrät nur vereinzelt etwas über den konkreten Anlass der Verteilung oder der möglichen Empfängergruppen (S. 43f.).

Im zweiten Hauptteil seiner Arbeit widmet sich Mittag den hadrianischen Medaillons. Hadrian alleine liess so viele Stücke produzieren wie alle vorherigen Kaiser zusammen. Auf dieser Basis kann Mittag mit einer «grösseren Sicherheit als zuvor» (S. 45) Anlässe und Empfängergruppen sowie die Verbindung der Medaillons mit historischen Ereignissen aufzeigen. Der Titel besagt zwar «Die hadrianischen Medaillons: Kontexte, Anlässe, Empfänger» (S. 51), wird aber vom Autor im gleichen Abschnitt relativiert, indem er schreibt, dass «Schlussfolgerungen problematisch» sind: «Die Interpretation der hadrianischen Medaillons ist [...] schwierig. In vielen Fällen ist über mehr oder weniger plausible Hypothesen daher nicht hinauszugelangen». Dies ist aufgrund der schlechten Quellenlage verständlich.

Dem Kapitel über die hadrianischen Medaillons (S. 51–102) schickt Mittag einige Bemerkungen zu deren Datierung voraus (S. 45–50)[11]. Dabei legt er eine absolute Chronologie der Legenden fest (S. 48) und stützt sich teilweise zusätzlich auf die Darstellungen der Medaillons selbst sowie die Ereignisse, auf die die Legenden verweisen. Die Gefahren eines Zirkelschlusses sind ihm durchaus bewusst (da einige Ereignisse nur anhand der zeitgenössischen Münzprägung datiert wurden). Vereinzelt gelangt er auch durch den Vergleich des Porträts Hadrians (S. 61) oder durch Stempelkopplungen mit besser datierten Medaillons (z. B. S. 62) zu einer absoluten Datierung.

Nach der absoluten, wenn auch teilweise ungefähren Datierung der elf Legenden, welche auf den 210 Medaillons des Hadrian auftreten[12] (S. 48), vergleicht Mittag diese mit vier der sechs Techniken, die für die Medaillonherstellung in hadrianischer

[11] Seine Datierungen basieren großenteils auf P. L. Strack, Untersuchungen zur römischen Reichsprägung des 2. Jahrhunderts, Teil II: Die Reichsprägung zur Zeit des Hadrian (Stuttgart 1933) und J.H. Nordbø, The Imperial Silver Coinage of Amisus 131/2 – 137/8 A.D. In: E. Christiansen et al., Studies in Ancient History and Numismatics presented to Rudi Thomsen (Aarhus 1988), 166–78.

[12] Von insgesamt 221 Medaillons aus seiner Herrschaft. Davon sind 11 für Sabina (Hadr 129), Aelius Caesar (Hadr 130–135) und Antoninus Caesar (Hadr 136) hergestellt worden.

Zeit angewendet wurden[13] (S. 49). Dabei ist die Legendenbeschriftung von Diagramm 1 nicht ganz korrekt wiedergegeben. Die dritte Kategorie *«grosser Schrötling»* müsste lauten: *«eigens geschnittene Stempel auf grossem Schrötling»* (vgl. Kommentar zu den Diagrammen auf S. 50). Ausserdem ist es unerklärlich, warum er nur vier der sechs Techniken berücksichtigt. Ferner begründet Mittag seine Entscheidung, eine der elf Legenden auszulassen, ebenfall nicht (Legende Nr. 6, S. 48). Trotzdem zeigt er, dass die Verteilung der Legenden auf die verschiedenen Techniken nicht homogen ist; es zeichnen sich vielmehr auch hier Schwerpunkte ab. Die Techniken machen ebenfalls eine Entwicklung durch, die man dank der von Mittag vorgeschlagenen Legendendatierung nachverfolgen kann. Dabei konnte er feststellen, dass gewisse Verfahren manchmal aufgegeben wurden, um später wieder aufgegriffen zu werden: «Es scheint fast, als habe man unter Hadrian ausprobiert, mit welcher Methode man das Verhältnis zwischen Aufwand und Ergebnis optimieren könne» (S. 50).

Mittag teilt die hadrianischen Medaillons in zwei Gruppen ein. In der einen vereinigt er die Medaillons, die man einem kurzen Zeitabschnitt zuweisen dürfte (bis S. 65, von präziser Datierung kann man meistens kaum sprechen). Die anderen Medaillons entziehen sich einer genauen Datierung (S. 81) und werden von ihm daher nicht chronologisch, sondern thematisch geordnet und interpretiert (Medaillons der Jahre 123/4–138 n. Chr., S. 65–102).

Wie bereits angedeutet liegt ein Vorteil des Buches von Mittag darin, dass er falls nötig auch längere und sorgfältig belegte Auseinandersetzungen mit den Stücken nicht scheut. Auf S. 68f. diskutiert er die Darstellung der sitzenden Göttin Roma, die dem vor ihr stehenden Hadrian das *palladium* überreicht (Hadr 45–46). Roma sei für den Schutz der Stadt zuständig; die Übergabe des Palladiums an Hadrian symbolisiere, dass er von der Göttin als würdig erachtet wurde, die Stadt Rom und das Imperium zu beschützen. Da Hadrian auf seinen Reisen das Imperium stabilisierte, meint Mittag, dass die «historische Situation, in der die Übergabe an Hadrian am meisten Sinn ergeben würde [...] die Rückkehr des Kaisers im Jahr 125» sei (S. 69)[14].

Vier Medaillons (Hadr 31, 1–4) werden von Mittag unter anderem mit der Vorstellung des *saeculum aureum* (S. 69–75) in Zusammenhang gebracht. Die Stücke zeigen eine stehende Gestalt, die von einem Zodiacus umgeben ist. Ihre Rechte scheint nach dem Sternbild des Stiers zu greifen (S. 70). Laut Mittag (S. 71f.) stellt die zentrale Figur Aion dar, also die Personifizierung der Zeit und der Unendlichkeit. Weil das Sternbild Stier dem Planeten Venus zugeordnet ist und Ende April beginnt, postuliert Mittag einen Zusammenhang mit der am 21. April 121 n. Chr. begonnenen Errichtung des Roma-Venus-Tempel des Hadrian. Durch diesen Tempel wollte Hadrian das *saeculum aureum* propagieren (S. 69, Anm. 209), und durch Aion als Figur hätte er mit diesen Medaillons sogar ein *saeculum*

[13] Neu neben den bisher verwendeten Techniken kommen hinzu: grosse Schrötlinge mit bereits vor der Prägung profilierten Rändern und Medaillons aus eigens geschnittenen Stempeln auf Schrötlingen mit profiliertem Rand. Bimetallische Medaillons sind für Hadrian nicht bezeugt (S. 48).

[14] Vgl. auch S. 95–98, wo er sorgfältig die Verbindung von Jagd und Tugend bei Hadrian belegt.

aureum aeternum präsentiert, so Mittag (S. 72). Der Empfängerkreis bleibt jedoch auch hier unbekannt. Es liegt aber auf der Hand, dass nur ein schmales Segment der Gesellschaft, das genug gebildet und in die Politik Hadrians eingeweiht war, die mehrschichtige und komplexe Botschaft dieser Medaillons verstehen und schätzen konnte.

Da sich in hadrianischer (aber auch vorhadrianischer) Zeit Stempelkopplungen zwischen Silber- und Bronzemedaillons erhalten haben[15], weist Mittag (S. 105) auf ein Abstufungssystem für unterschiedliche Rezipienten hin. Man könnte seine Annahme durch die Beobachtung an den Silbermedaillons Hadrians noch weiter führen und sogar innerhalb einer «Metallklasse» Abstufungen postulieren, da es stempelgleiche Exemplare gibt, die bis zu 15 Gramm Gewichtsunterschied aufweisen, was etwa 5 Denaren entspricht. Dies kann kaum dem Gutdünken der Münzmeister oder dem Zufall überlassen worden sein.

Peter Franz Mittag hat sich bemüht, jeden Typ dieser seltenen und aussergewöhnlichen Gepräge zu interpretieren und in seinen historischen Kontext zu setzen. Oft wirken seine Deutungen kompliziert und scheinen manchmal gewagt. Dieser Umstand veranschaulicht aber, wie schwierig und komplex die Interpretation römischer Medaillons ist. Weil Mittag jedoch alle Überlegungen stets sorgfältig belegt, sind seine Resultate oft überzeugend. Zu Beginn der Arbeit schreibt der Autor vorsichtig, dass «die hier vorgelegten Deutungsvorschläge primär Anregungen bieten sollen. Damit soll lediglich ein erster Zugang zu dem im Katalogteil zusammengetragenen Material eröffnet werden [...]» (S. 9f.). Diese Aussage ist zu bescheiden, denn seine Überlegungen zur Definition und sein «technischer Ansatz» bei der Zuordnung der frühen Gepräge zur Gruppe der Medaillons gehen klar über blosse Anregungen hinaus. Mittag hat ausserdem die wichtige Leistung erbracht, sehr viele Sammlungen zu besichtigen (S. 9 und 23) und konnte somit autoptisch Differenzen zwischen publizierten und tatsächlich vorhandenen Exemplaren verifizieren. Die zahlreichen Abbildungen bereichern seine Publikation. Die Arbeit wird mit zwei Indices, einer nützlichen Konkordanz zwischen Mittag, Gnecchi und Strack (S. 212–214) und einer Übersicht der Stempelkopplungen der hadrianischen Medaillons (S. 215) abgerundet. Der interessierte Forscher wird sich aber insbesondere auch über den Katalog freuen, der für sich Vollständigkeit beanspruchen kann, abgesehen von ganz wenigen erst in jüngerer Zeit bekannt gewordenen Stücken. Alles in allem eine höchst erfreuliche Arbeit, die von nun an das Standardwerk zu den frühen römischen Medaillons bis Hadrian bilden wird.

Andrea Casoli
St. Galler-Ring 180
4054 Basel
andrea.j.casoli@gmail.com

[15] Für Trajan sind zwar solche Stempelverbindungen belegt, jedoch nicht – wie Mittag S. 105 schreibt – für Domitian.

Alan M. Stahl (Hg.)

The Rebirth of Antiquity.
Numismatics, Archaeology, and Classical Studies in the Culture of the Renaissance.

Edited by Alan M. Stahl with the assistance of Gretchen Oberfranc. Princeton, New Jersey 2009. Princeton University Library. XVII + 178 S. und zahlreiche Abb.
ISBN 978-0-87811-051-3

Am Freitag, den 9. November 2007 fand in der McCormick Hall in Princeton (New Jersey, USA) ein eintägiges Symposium mit dem Titel «The Rebirth of Antiquity: Numismatics, Archaeology, and Classical Studies in the Culture of the Renaissance» statt. An das Nachmittagsprogramm schloss sich die Eröffnung einer Ausstellung zum gleichen Thema an, die in der Firestone Memorial Library in Princeton zu sehen war und mehrere Monate lang geöffnet blieb. Fünf Vorträge, die beim Symposium gehalten wurden, hat dann Alan M. Stahl, Kurator der numismatischen Universitätssammlung in Princeton, im hier zu besprechenden Band versammelt und herausgegeben.

Schlägt man ihn auf, so vermisst man freilich jeden Hinweis auf die Vorgeschichte seines Zustandekommens (erwähnt wird zwar die Ausstellung, nicht aber das Symposium)[1]. So fehlt dem Leser die Erklärung, warum sich bei der Lektüre eines Buches über die Wiedergeburt der Antike in der Renaissance gar so wenig an Überblick über dieses Thema ergibt und warum es – sozusagen – statt eines Rundgangs durch den Renaissancegarten nur einen hübschen Blumenstrauss bietet, der aber zum Teil aus für den Garten gar nicht typischen oder ihm sogar völlig fremden Blumen besteht. Die Auswahl gerade der hier abgedruckten fünf Beiträge lässt den Leser ratlos: warum hat mit der Renaissancezeit eine der Arbeiten gar nichts und eine nur wenig zu tun; und warum betrifft eine (und sogar die längste!) nicht einmal die Beschäftigung mit der Antike? Die Antwort findet nur, wer im Internet auf Spurensuche geht. Aus den Informationen, die er da findet, kann er folgern, dass sich für das eintägige Symposium, aus dem das Buchprojekt hervorgegangen ist, offenbar kein thematisch geschlosseneres und passenderes Angebot an Vorträgen über die Antikenforschung der Renaissance zusammenstellen liess.

Unter den Bedingungen des Alltags mag das auch verständlich sein. War aber die Themenauswahl schon für diesen Zweck nicht eben glücklich, so hätte man doch für ein Buch, das über den Tag hinaus bestehen soll, erwartet, dass die Herausgeber die thematischen Unausgewogenheiten durch zusätzlich aufgenommene oder erweiterte Beiträge und durch die Wahl eines veränderten Titels ausgeglichen hätten. Was den Titel betrifft, hätte die «Wiedergeburt der

[1] Die Informationen über die Entstehungsgeschichte des Buches entnimmt der Rez. nur einigen Internetseiten wie z. B. den folgenden:
http://www.princeton.edu/~rbsc/department/numismatics/symposium.html;
http://www.coinlink.com/News/ancients/princeton-university-exhibit-on-numismatics. Wie daraus auch hervorgeht, wurden die Vorträge des Symposiums zugleich abgedruckt in: Princeton University Library Chronicle 70, 2008–2009 (lag dem Rez. nicht vor).

Antike» ja das erklärte (Haupt-)Thema bleiben können; nur hätte der Untertitel diese Wiedergeburt nicht allein in der Renaissance verorten dürfen.

Das Problematische der Konzeption wird bereits auf den ersten Seiten des Bandes deutlich: nämlich in einem Vorwort Anthony Graftons (S. XIII–XVII), das die jeweiligen Themen der einzelnen Beiträge ankündigt und am Ende dieser Vorschau den Inhalt des ganzen Buches auf die unbekümmerte Formel bringt, es biete «taken together, … a fresh survey of Renaissance antiquarianism» (S. XVII. – Nebenbei bemerkt, ist es für eine numismatische Publikation ein befremdliches Detail, wenn G. dort auf die Frage der Schliessungen des Ianustempels im kaiserzeitlichen Rom zu sprechen kommt und dazu bemerkt: «the emperor Nero had issued coins marked with the five letters IANVM»; S. XVI).

Immerhin beginnt das Buch dann mit einem Beitrag des Herausgebers Alan M. Stahl, in dem das Thema der Wiedergeburt des Altertums in der Renaissancezeit ernstgenommen wird. Unter dem Titel «Numismatics in the Renaissance» schlägt S. einen freilich allzu raschen Bogen von der Geburtsgeschichte der Antiken Numismatik bis zur Zeit des Goltzius und des Agustín (S. 3–26; verbunden mit einem das Altertum nicht direkt berührenden Exkurs über die «numismatic imagery» bei Shakespeare). Damit sind Geschichte und Hauptanliegen des Faches im 16. Jhd. zwar nicht wirklich porträtiert; doch ist eine gewisse Einführung so gegeben.

Der zweite Beitrag der Aufsatzsammlung gilt einem wichtigen, aber recht speziellen Phänomen: dem renaissancezeitlichen Brauch des Münzgeschenks und der Rolle des Münzinteresses als eines Statussymbols unter Gebildeten (S. 27–47). Der Autor, John Cunnally, hat den Aufsatz unter den Titel gestellt: «Of Mauss and (Renaissance) Men. Numismatics, Prestation, and the Genesis of Virtual Literacy». Wie gelungen dabei das Wortspiel des Aufsatztitels ist, sei dahingestellt (muss übrigens auch ein Aufsatztitel ein Statussymbol für Geist und Bildung sein?). Sehr schön wird hier aber herausgearbeitet, wie häufig einerseits der Austausch von Geschenken antiker Münzen in der Renaissancezeit war (der «Fundmünzen-Numismatiker», der sich der Gefahr des sekundären Fundes gar nicht genügend bewusst sein kann, liest es mit Schrecken); und andererseits zeigt C. auch, welche gesellschaftliche Rolle der Vertrautheit mit und dem Verschenken von antiken Münzen zukam. Entsprechend den Gedanken über die Natur des Geschenkes, die der Ethnologe Marcel Mauss entwickelt hat, erklärt C. das Verschenken dieser Münzen in der Renaissance durch ihre Rolle als «a kind of metallic network of correspondence», das «a significant socialising activity» erfüllt habe (S. 38). Verständnis und Interpretation der Münze waren der Gemeinschaft der Gebildeten, der Kenner antiker Texte und Kulturzeugnisse, vorbehalten und stellten sozusagen auch ihr Erkennungszeichen dar.

An diese Ausführungen schliesst C. Überlegungen darüber an, dass ja Verständnis und Interpretation von Münzen nicht allein Text-Verständnis und Text-Interpretation sei, sondern die Entzifferung eines Codes zugleich aus Bild und Text. Hübsch beobachtet C., wie das von Tizian erstmals aufgegriffene Motiv der Prüfung des «Zinsgroschens» – ein Bild, das für den Eingang eines Antikenkabinetts (?) Alfonsos I. d'Este, Herzogs von Ferrara, bestimmt war – wohl diese typische Tätigkeit jedes münzkundigen Antikenfreundes symbolisieren sollte; denn geprüft wurden ausdrücklich ja Bild und Schrift der Prägung (Matth.

22, 20; Mark. 12, 16; Luk. 20, 24). Wir lernen hier also mit Erstaunen, «that Jesus was a numismatist» (S. 40).

Über diese spezielle numismatische «Lesekunst», dieses in der Numismatik nötige «Lesen» gleichzeitig von Text und Bild, fügt der Autor die Bemerkung an, dass es sich um eine Technik der Informationsverarbeitung handle, die in der Renaissance durch die Erfindung des Buchdrucks modern geworden sei; und im Kontext mit der Verbreitung dieser Technik stehe auch das Aufblühen der Numismatik. Sie habe auf diese Art die gewaltige Flut der Daten, die uns die antike Münze liefert, zu ordnen und zu nützen begonnen; und von hier aus führe eine Entwicklungslinie bis hin zu unserer heutigen Art gleichzeitig text- und bildgestützter Verarbeitung grösster Informationsmengen. Insofern seien die Renaissance-Numismatiker Pioniere gewesen (S. 47). Dass diese Beobachtungen an der Wahrheit nicht vorbeigehen, ist zwar gewiss; aber beachtenswert schiene doch auch – und das wäre in diesem Zusammenhang einer Nebenbemerkung wert gewesen –, dass die Kombination des Text- und Bildlesens eine schon in der Antike so geläufige Technik der Informationsverarbeitung war, wie es uns zum Beispiel gerade die Münzen zeigen.

Noch sehr viel spezieller, aber ebenfalls interessant ist der nächste Beitrag unseres Buches (S. 48–65). William Stenhouse widmet ihn «Antonio Agustín and the Numismatists». Er geht darin der Frage nach, warum sich der spanische Numismatiker und Erzbischof Agustín in seinen *Dialogos de medallas...* von 1587 abschätzig über Numismatikerkollegen wie Goltzius, Ligorio, de Strada und Vico geäussert hat. Das Ergebnis des Aufsatzes ist: Agustín habe betonen wollen, dass solche Kollegen nicht wirklich Fachgelehrte auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft, sondern von Haus aus eigentlich Künstler waren, die sich trotz eines fehlenden Fundaments an fachlichem Wissen nur in die spezielle Materie eingearbeitet hatten. Bei aller Anerkennung ihrer Leistungen sei ihm dieser Unterschied doch wichtig gewesen. Freilich wird ihm auch nicht sehr gefallen haben, welchen Stolz diese Numismatiker auf ihr Können entwickelten und wie sie dieses Können zur Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Stellung und zur Förderung ihrer Karriere zu nutzen wussten. Welche Sympathien hätte ein wirklicher Gelehrter und vornehmer Mann wie Agustín – um den größten Gegensatz der Charaktere herauszugreifen – für einen Karrieristen und Selbstdarsteller wie den Kunsthändler und kaiserlichen Antiquarius de Strada übrighaben sollen[2]?

Mit dem Ende des Agustín-Beitrags ist die Seite 65 des insgesamt 178 Seiten starken Bandes erreicht. Abgesehen von einer zwei Seiten langen, anhangsartigen Schlussbemerkung des Herausgebers folgen aber nur noch Ausführungen, die zwar wertvoll und lesenswert sind, die jedoch niemand in einem Buch über die Beschäftigung der Renaissance mit dem Altertum erwarten würde. So hat Tamara Griggs einen interessanten Aufsatz über «The Local Antiquary in Eighteenth-

2 Diesen Eindruck von de Strada erweckt jedenfalls – nach Meinung des Rez. – eine unvoreingenommene Lektüre seiner *Epitome thesauri antiquitatum* von 1553. Die forschungsgeschichtliche Literatur hat sich eines entsprechend deutlichen Charakterurteils über de Strada allerdings enthalten (vgl. P. Berghaus, Numismatiker im Porträt: 19. Jacopo de Strada. Geldgeschichtliche Nachrichten 28, 1993, S. 214 ff.; D.J. Jansen, Der Mantuaner Antiquarius Jacopo Strada, in: Fürstenhöfe der Renaissance [Ausstellungskatalog o. O. und J., aber Wien 1989], S. 308 ff.).

Century Rome» beigesteuert, in dessen Mittelpunkt die Gestalt des Francesco de Ficoroni steht (S. 66–100); und Peter N. Miller widmet sich – ausführlichst und mit Anhängen zweier Mitarbeiter – dem Thema «Peiresc and the Study of Islamic Coins in the Early Seventeenth Century» (S. 101–173). Damit entfällt der zweitlängste Beitrag dieses Buches – der von Tamara Griggs – auf die Antiquare des 18. Jhds.; und der bei weitem längste – der von Peter N. Miller – auf die Islamische Numismatik im 17. Jhd. Um dabei die Abhandlung Millers über den Universalgelehrten Fabri de Peiresc als Islamnumismatiker (deren Beurteilung nicht in der Kompetenz des Rez. liegt) in den thematischen Rahmen der Publikation einzupassen, wäre es sicher sinnvoll gewesen, darin wenigstens einen Teil der Aufmerksamkeit de Peiresc auch als Antiknumismatiker zuzuwenden.

Wie gesagt, kommt dann erst der letzte kleine Beitrag (oder richtiger: Anhang) noch einmal kurz auf das eigentliche Thema des Bandes zurück (S. 175–176). Unter der Überschrift «A Note on the Title Page» geht der Herausgeber Alan M. Stahl darin auf die Titelvignette seines Buches ein, die eine Abbildung aus Andrea Fulvios *Illustrium imagines* wiedergibt (das übrigens nicht als «the earliest printed numismatic book» bezeichnet werden sollte [S. 175][3]). Stahls kurze Schlussbemerkung gilt der Geschichte der Ausgaben des Fulvio-Werkes; sie soll aber wohl auch einen Bogen zurück zu Anfang und eigentlichem Thema des Buches schlagen.

Alles in allem betrachtet, bietet «The Rebirth of Antiquity» – geschmackvoll aufgemacht und mit Schwarz-Weiss-Bildern von hinreichender Qualität ausgestattet – eine Reihe von beachtenswerten Materialien, Beobachtungen und Anregungen, die sich aber nicht recht zu einem stimmigen Ganzen fügen und die an diesem Publikationsort auch zum Teil mehr versteckt als veröffentlicht scheinen.

Günther E. Thüry
Weilerbergstrasse 38
D-71111 Waldenbuch
Guenther.E.Thuery@web.de

[3] Ältere Autoren: Pandoni (vgl. G.E. Thüry, SM 47, 1997, S. 80) und die Liste bei C. E. Dekesel, Bibliotheca Nummaria. Bibliography of 16th Century Numismatic Books (London 1997), S. 1047; dabei natürlich vor allem Budés *De asse et partibus eius* von 1514.

Hendrik Mäkeler

Reichsmünzwesen im späten Mittelalter, Teil 1: Das 14. Jahrhundert.

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte, Band 209. Diss. phil. Kiel 2008. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2010. 328 S., 2 Tf., kartoniert. 62.– €. ISBN 978-3-515-09658-4

Was ist das «Reichsmünzwesen»? Die Reichsmünzordnungen seit 1524 sowie die 1551 beschlossenen Probationstage auf der Ebene der Reichskreise sind ebenso wie die Reichsprägung des sogenannten zweiten deutschen Kaiserreichs seit 1873 hinlänglich bekannt, aber das Stichwort «Reichsmünzwesen» findet sich in keinem der einschlägigen Wörterbücher oder Handbücher. Hendrik Mäkeler definiert diesen Titelbegriff am Ende seiner Kieler Dissertation als «die geldgeschichtlichen Phänomene [...], die sich im Reichsgebiet erkennen lassen und die eine Verbindung zur Königsherrschaft aufweisen» (S. 278). Gemeint ist dabei das spätmittelalterliche deutsche Reich mit Böhmen, nicht Italien oder Burgund, was ohne weitere Erläuterungen einfach vorausgesetzt wird. Ausserdem ergibt sich aus der ursprünglichen Ausrichtung auf die Guldenprägung der Reichsmünzstätten Basel, Frankfurt, Nürnberg, Mühlheim, Dortmund und Nördlingen im 15. Jahrhundert, den bereits angekündigten zweiten Teil der Arbeit, eine deutliche Fokussierung auf die Goldmünzprägung. In diesem Rahmen stellt sich der Autor die Frage, ob es bereits im 14. Jahrhundert eine gezielte «Reichsmünzpolitik» gegeben habe (S. 19). Und nicht zuletzt bedingt durch die Ansiedlung der Arbeit in der Wirtschaftsgeschichte bei Gerhard Fouquet berücksichtigt der Autor in besonderer Weise die mit der Münzprägung in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen Entwicklungen, die Geldtheorien und die Monetarisierung des Wirtschaftslebens. Entsprechend kommt neben einigen Funden besonders auch eine Grosszahl schriftlicher Quellen in ausgiebigen Quellenzitaten zur Sprache, was die Arbeit gerade auch für Numismatiker besonders lesenswert macht.

Im ersten Teil nach den einleitenden Abschnitten behandelt Mäkeler basierend auf der aristotelischen Lehre die mittelalterlichen Geldtheorien insbesondere von Tholomeus von Lucca, der den *Tractatus de regimine principum* von Thomas von Aquin fortsetzte, und die des Franzosen Nicolas Oresme (S. 24–35). Inwieweit deren Werke von Aristoteles oder den aktuellen monetären Gegebenheiten geprägt waren und ihrerseits auf die praktische Münzpolitik im deutschen Reich wirkten, würde allerdings noch weitere Untersuchungen erfordern.

Den Hauptteil der Untersuchung bilden die drei chronologisch geordneten Kapitel für die Regierungszeiten der drei bzw. vier Könige ab der Doppelwahl 1314 bis zur Absetzung König Wenzels im Jahr 1400, also die Zeit Ludwigs des Bayern (1314–1347) und des Habsburgers Friedrichs des Schönen (1314–1330) sowie der Luxemburger Karl IV. (1346–1378) und Wenzel (1376–1400). Auch wenn man als Leser weniger die ersten Jahre des 14. Jahrhunderts vermisst, so wäre doch am Anfang dieses Hauptteils eine Zustandsschilderung oder Bestandsaufnahme zu Beginn des Untersuchungszeitraums sehr zu wünschen, um die Entwicklung

bis um 1400 verfolgen und beurteilen zu können. Mit Hinsicht auf die Leitfrage würden wohl einige wenige Ausführungen zum Charakter des königlichen Münzrechts und zu den aktiven und ehemaligen (?!) königlichen Münzstätten in den Händen der Reichsstädte und Fürsten genügen. So liessen sich Charakter und Bedeutung der später geschilderten königlichen Interventionen wie etwa in Speyer, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Ulm besser bewerten: Wie und wann gelang es zum Beispiel, Reichsmünzstätten in den Bischofsstädten Speyer und Augsburg einzurichten, die bis ins 13. Jahrhundert nur bischöfliche Münzen geprägt hatten? (vgl. S. 109f., 234)

Da der Fokus der Untersuchung auf der Goldprägung liegt, steht in der Zeit Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen zunächst die Prägung der Goldenen Schilde im Namen Ludwigs des Bayern im Vordergrund, die wie eine Reihe anderer Goldmünzprägungen durch die englischen Subsidienzahlungen des englischen Königs Edward III. an seine festländischen Verbündeten ermöglicht wurde (S. 41–76). Der Autor kann überzeugend die verschiedenen Nachrichten über die Urheberschaft dieser repräsentativen Goldprägung in Einklang bringen, indem er die traditionelle Zuweisung an die Münzstätte Antwerpen aufrecht erhält und die Nennung des Kaisers mit dem Reichsvikariat des Brabanter Herzogs Johann III. erklärt, der zudem zeitweise wohl der allgemeinen Statthalterschaft des englischen Königs unterstand. Wenn aber Johann III. von Brabant als der eigentliche Münzherr dieser Goldmünzen nach französischem Vorbild anzusehen ist, die sogar offenbar von 1338 bis über den Tod Kaiser Ludwigs hinaus immobilisiert geprägt wurde (S. 133f.), dann stellt sich die Frage, inwieweit diese Goldmünzen der Münzpolitik und Repräsentation Ludwigs des Bayern überhaupt zuzuordnen sind – ganz abgesehen davon, dass sich die durchaus interessanten Ausführungen über die Herkunft der Rückseitenumschrift *Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat* sicher nicht auf die Antwerpener Prägungen, sondern nur auf deren französische Vorbilder beziehen lassen (S. 49–51). Mithin zählen die Antwerpener Goldenen Schilde wohl wie die ebenfalls durchaus repräsentativen Prägungen der Reichsmünzstätte Aachen in Jülicher Pfandbesitz vielmehr zu den königlichen Prägungen, die «nicht mehr unter direkter königlicher Hoheit betrieben worden» sind (S. 119). Hier zeigt sich, dass eine Klärung der Ausgangslage und der verschiedenen Stufen rechtlicher Beziehung zum Königtum sehr nützlich für die Lösung der Fragestellung wären. Dies gilt auch für die folgenden Abschnitte, die der Goldmünzprägung in Frankfurt (S. 76–83) und Lübeck (S. 83–101) gelten. Denn die «Verleihung des Rechts zur Goldprägung in Frankfurt» 1339/40 war eine Verleihung der königlichen Münze an einzelne Bürger, wobei die Heller- und Pfennigprägung im Vordergrund stand, während das Privileg für Lübeck 1340 ein rein städtisches Goldmünzrecht beinhaltet, also abgesehen vom Verleihungsakt keinen Bezug mehr zur königlichen Sphäre hat, aber so ausführlich behandelt wird wie die gesamte königliche Silbermünzprägung Ludwigs des Bayern (S. 101–119). Zusätzlich verunklärt durch die Bezeichnung der königlichen Finanziers und Münzmeister in Frankfurt mit der überflüssigen Begriffsneuschöpfung der «Stadtadeligen» (S. 76ff.) gerät dann die Reichsmünze Frankfurt zusammen mit der vor 1346 ebenso noch königlichen Münzprägung in Speyer (S. 109–112) und der städtischen Münzprägung Lübecks in einer ersten Zusammenfassung auf

S. 121 in eine Aufzählung «städtische[r] Goldprägung». Diese deutschen Fälle werden dann ergänzt durch Goldmünzverleihungen an das burgundische (!) Valence (1315) und an eine Gruppe römischer Adliger, die allerdings auf ein Transsumpt von 1452 eines verfälschten Privilegs pfalzgräflicher Rechte von 1315 zurückgeht (S. 115, MGH Const. 5, Nr. 333). Bezüglich der Goldmünzprägung unter Ludwig dem Bayern kann daher abgesehen von folgenlosen Erwähnungen in Frankfurt 1339/40 (S. 76–83) und Speyer 1324 (S. 109f.) sowie ausser den eigentlich brabantischen Reichsvikariatsprägungen keine Rede von einer «Reichsmünzpolitik» sein, was aber das stets unbestrittene königliche Regal nicht berührt. Dagegen wäre es sicher lohnend, die immer noch unklare, aber von jeher königliche Heller-Münzpolitik um Hall, Speyer, Nürnberg, Frankfurt und andere Städte weiter zu verfolgen (S. 77–82, 101–113, 210–215 etc.). Schon der vom Autor zu Recht hervorgehobene beeindruckende Umfang des Inventars der Reichsmünzstätte Hall lässt die Dimensionen und Bedeutung der königlichen Silberprägung erahnen (S. 107–109). Interessant wäre auch ein Vergleich mit der landesherrlichen Prägetätigkeit Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen, die ja in gewisser Weise auch als königliche Münzprägung angesehen werden kann, aber ganz unberücksichtigt bleibt.

Für Karl IV. (1346–1378) geht Mäkeler wieder auf die Goldenen Schilde zurück und weist sie mit guten Gründen weiterhin der Münzstätte Antwerpen zu, wenn auch mit dem Titel Karls und weiterhin als Vikariatsprägungen (S. 132–135). Seine Ausführungen konzentrieren sich sodann auf die Münzprägung Böhmens «als Teil des Reichsmünzwesens» (Titel S. 139), seine Gold- und Groschenprägung (S. 135–160). Zweifellos war Böhmen die wichtigste Hausmacht und Herrschaft des luxemburgischen Herrschers und ebenso wichtig für den Geldumlauf in weiten Teilen des Reichs, doch kann man dessen landesherrliche Münzprägung kaum zum «Reichsmünzwesen» im engeren Sinn zählen, sondern vielmehr nur als einen wichtigen Teil des Münzwesens im Reich bezeichnen, der – ebenso wie Bayern unter Ludwig dem Bayern oder die österreichischen Herzogtümer und die oberrheinischen Münzstätten unter Friedrich dem Schönen (z.B. Zofingen) – sich in der Hand des deutschen Königs befanden. Im Abschnitt über die Königswahl Karls IV. 1346 zeigt Mäkeler eindrücklich die geldgeschichtlichen Dimensionen und Auswirkungen solcher politischen Ereignisse mit ihren riesigen Finanztransaktionen auf (S. 160–184). In diesem Zusammenhang sind die Prägungen im Rahmen des Landfriedens von 1348/52 unter der Führung des Trierer Erzbischofs und Reichsvikars Balduin eine wichtige Entdeckung, auch wenn diese «Reichsprägung» mit Adlerzeichen wiederum nur indirekt und formal der Sphäre einer «Reichsmünzpolitik» zugerechnet werden kann (S. 180–184). Ob die Prägungen von Bleierheide (Heid) und Schlesien-Liegnitz (mit einem schlesischen Adler?) dieser Reihe zuzuweisen sind, wäre noch zu überprüfen (Tabelle S. 183f.).

Der zweite Teil des Kapitels über die Zeit Karls IV. ist den münzrechtlichen Bestimmungen der Goldenen Bulle von 1356 gewidmet (S. 191–209). Detailliert erläutert der Autor die verschiedenen Fassungen und Vorlagen des Textes, insbesondere des zehnten Artikels, der das königliche Münzrecht des böhmischen Königs bestätigt und auf die übrigen Kurfürsten überträgt. Die Vermutung, dass der Zusammenhang zwischen böhmischen Rechten und dem

Münzrecht nur eine eher zufällige Zusammenziehung zweier verschiedener Verhandlungspunkte auf dem Reichstag darstellt und dass Karl IV. ursprünglich ein eigenes Kapitel über eine Reichsmünzprägung vorsah (S. 193–198), erscheint dem Rezensenten sehr konstruiert und ist nicht positiv zu belegen. Auch der sehr interessante Formularentwurf des Johann von Gelnhausen für die Einrichtung einer königlichen Prägung im burgundischen Reich kann für Mäkelers These zur Goldenen Bulle nicht als Beleg herangezogen werden, da er sich explizit nur auf burgundische Territorien bezieht und vom Autor überzeugend auf den Zeitraum 1365/69 datiert wird, also 9 bis 13 Jahre *nach* Ausstellung der Goldenen Bulle (S. 199–209). Vielmehr ist die Angleichung der Rechte der doch sehr heterogenen Kurfürstengruppe an die umfassenden Rechte des böhmischen Königs in der Goldenen Bulle von 1356 ein sehr klares und schlüssiges Konzept für eine einheitliche rechtliche Privilegierung der führenden Fürsten im Reich: Sie erhalten königsgleiche Rechte, darunter auch das Goldmünzrecht und die Möglichkeit der Münzstättengründung an jedem beliebigen Ort ihres Fürstentums, und der König erscheint bei diesem symbolreichen Regalrecht wie seit jeher üblich nur als *Primus inter pares* unter den führenden Fürsten des Reichs. Mithin erscheint das kürfürstliche Münzrecht in der Goldenen Bulle als wohl überlegte, ebenso innovative wie traditionsbewusste Regelung. So lässt sich mit dem Text der Goldenen Bulle oder dem Formularentwurf Johanns von Gelnhausen keinesfalls die These des Autors belegen, dass Karl IV. in dieser Periode eine goldene «Reichswährung» für das deutsche Reich plante, aber 1356 damit am Widerstand der Kurfürsten scheiterte (S. 198, 209, 215f., 276f.). Dagegen stellen die Hellermünzpolitik und die Sulzbacher Hellermünzordnung von 1356 durchaus eine umfassende königliche Münzpolitik dar, auch wenn deren Reichweite und Erfolg allenfalls auf Süd- und Mitteldeutschland beschränkt blieben (S. 210–215).

Nach Ausführungen über einen Fürstenspiegel Karls IV., der wahrscheinlich für seinen Sohn Wenzel bestimmt war (S. 219–224), sowie über das böhmische Münzwesen und die Münzordnung 1378 (S. 224–230) treten vor allem die Regelungen um die Hellermünzprägung (S. 230–238) und die Verleihung der königlichen Gold- und Silbermünzstätten in Frankfurt (1385/86) und Nürnberg (1396/98) in den Vordergrund, welch letztere irritierenderweise auch als «Münzrechtsverleihungen» bezeichnet werden (S. 238–242). Auch wenn gerade im Fall der Hellermünzordnungen zunehmend die Städtebünde die Initiative ergriffen, namentlich auf dem «königlichen Städtetag» von Ulm 1385 (S. 232–235), so ist doch auch unter König Wenzel in diesem Bereich des Geldwesens eine aktive königliche Münzpolitik deutlich erkennbar, die – mit Hinsicht auf den nur sehr indirekten Reichsbezug bei früheren Goldprägungen und auf die mangelnde Nachweisbarkeit von Plänen für eine goldene «Reichswährung» im deutschen Reich um 1356 – der Intensität der «Reichsmünzpolitik» Karls IV. keineswegs nachsteht. Auch der fränkische Münzverein von 1390 war noch unter königlicher Beteiligung abgeschlossen worden (S. 242–246).

Dass der Autor die Wurzeln des Rheinischen Münzvereins von 1385 ausgerechnet ein Jahr nach der Goldenen Bulle im Münzbund zwischen dem Erzstift Köln und Jülich ausmacht, ist durchaus bemerkenswert (S. 246–258). Der Wendische Münzverein

organisierte sich in der aufblühenden, aber «reichsfernen» Region der Hanse entlang der Ostseeküste (S. 258–263), während die oberrheinischen Münzbünde 1377, 1387 und 1399 (nicht erwähnt!), die zum sogenannten Rappenmünzbund führten, naturgemäss unter habsburgischer Dominanz standen (S. 263–268). Zudem werden noch schwäbische Münzvereinigungen angesprochen, die später einmal zum (nicht erwähnten) Riedlinger Münzvertrag von 1423 führen sollten, und eine niedersächsische «Münzvereinigung», die sich 1382 auf die Stempelung von Silberbarren einigte (S. 268–273). Mit diesen Beispielen kann Hendrik Mäkeler deutlich machen, dass zum Ende seines Betrachtungszeitraums überall im Reich Münzvereine die Verantwortung für die Geld- und Währungsverhältnisse übernahmen. Dass dies durch den Niedergang einer wie auch immer gearteten «Reichsmünzpolitik» unter König Wenzel und nach dem Scheitern der – nicht nachweisbaren – Pläne Karls IV. verursacht worden wäre (S. 276f.), lässt sich aber aufgrund der angeführten Quellen und Ereignisse nicht nachvollziehen. Auch die Regionalität der mittelalterlichen deutschen Währungslandschaft wurde sicher kaum von der «Reichsmünzpolitik» des 14. Jahrhunderts tangiert (vgl. dagegen S. 277 oben), zumal das Münzwesen im deutschen Reich schon seit dem späten 10. Jahrhundert regional strukturiert war. Wahrscheinlich erforderte einfach der ständig wachsende Handel der aufblühenden Städte eine Ordnung des Geldwesens auf regionaler Ebene mit Hilfe der Münzbünde. Es wäre auch zu fragen, ob die sozialen Umwälzungen innerhalb der Städte das allgemeine Bewusstsein für stabile und überregional funktionierende Währungssysteme auf der Ebene der Pfennigprägungen beeinflussten.

Die Kritik reibt sich also vor allem an den auch vom Autor infrage gestellten, aber nicht umfassend und systematisch ausgeloteten Begriffen «Reichsmünzwesen» und «Reichsmünzpolitik», die vom Titel her im Zentrum der Untersuchung zu stehen scheinen. Kleine Tippfehler wie die Verlegung des Inventars der Fundmünzen der Schweiz nach Berlin (S. 6) haben durchaus auch Unterhaltungswert. Wenn man aber die Untersuchung als eine Münzgeschichte des 14. Jahrhunderts mit besonderem Augenmerk auf die Frage der Goldmünzprägung, die Monetarisierung und die Exponenten der Hochfinanz im deutschen Reich versteht, dann ist das Buch ein sehr kenntnisreiches und gut lesbares Werk, das einen hervorragenden und quellenreichen Überblick über diese bisher eher vernachlässigte Geldepoche vermittelt. Da die Frage des Reichsmünzwesens im folgenden Jahrhundert wesentlich weniger problematisch ist, kann man sich auf die zu erwartende Gesamtdarstellung der Goldprägung der Reichsmünzstätten im 15. Jahrhundert im zweiten Band der Untersuchung freuen.

Michael Matzke
Historisches Museum
Steinenberg 4
CH-4051 Basel
michael.matzke@bs.ch